



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Die Lieblingsschwester Friedrichs des Großen.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Die Lieblingschwester Friedrichs des Großen.

Voltaire und die Markgräfin von Baireuth. Von Georg Horn. Berlin, 1865.
Verlag der Geheimen Oberhofbuchdruckerei. 197 S. 8.

An einer Wand im Charlottenburger Schlosse sah man noch vor einigen Jahren — sieht man vermuthlich noch jetzt — ein Gemälde, vor welchem der Besucher dieser Räume, wenn er Sinn für künstlerische Anmuth besaß, mit besonderem Wohlgefallen, und wenn ihm die Begebenheiten der preussischen Geschichte nicht fremd waren, wohl auch mit einiger Rührung zu verweilen pflegte. Ein kleiner Knabe, drei-, vielleicht vierjährig, schlägt mit kleinen Schlägeln eine kleine Trommel. Er trägt ein fliegendes Kinderkleid von dunkelblauem Sammet und ein Mützchen von demselben Stoff, auf dem eine kurze Rabensfeder steckt, und blickt uns mit großen hellblauen, von kindischem Kriegerfeuer strahlenden Augen an. Ein Mädchen, der Größe nach etwa noch einmal so alt wie der kleine Tambour, steht ihm in hübscher geneigter Stellung und mit ernstem Nöcheln zu. Seitwärts ein mit weißen Zähnen grinsender Mohr, der ein Präsentirtbret in der Hand hält. Schließlich, durch das offene Fenster in der Ferne zu sehen, die Gestalt eines wachhabenden Grenadiers.

Das Bild ist von Pesne, wahrscheinlich 1715 oder 1716 gemalt und zunächst dadurch interessant, daß es bezeugt, wie es auch in dem damaligen Berlin, diesem halb ledernen, halb eisernen Berlin, noch Seelen gab, die künstlerisch empfanden. Der Mohr ist natürlich Staffagemöbel. Die Montur des Soldaten draußen sagt uns, daß wir uns im Schlosse jenes wunderlichen Friedrich Wilhelm befinden, der mit seinen guten wie mit seinen üblen Eigenschaften, seiner nüchternen, rein auf das Nützliche gerichteten Anschauungsweise, seinem strammen Spartanerthum, seinem haushälterischen Hamstersinn und seiner ganzen höchst unliebenswürdigen und vielfach bornirten, im Grund und Kern aber gesunden und (bis auf seine Verblendung oder unkönigliche Duldsamkeit Destreich gegenüber) tüchtigen Art zu denken und zu handeln einer der Väter des heutigen Preußen wurde. Mit den beiden Hauptfiguren aber ist Pesnes Gemälde ein Seitenstück zu dem vor einigen Jahren in Kamenz entdeckten Bilde, welches

Lessing und seinen Bruder als Kinder darstellt. Der trommelnde Kleine mit den hellen blauen Augen voll allerschönster Lebendigkeit wurde, zum Manne gereift, als Friedrich der Große in das Heldenbuch deutscher Geschichte eingetragen. Das Mädchen mit dem feinen bleichen, halb lächelnden, halb ernstern Gesichtchen und mit der theilnahmvollen Neigung des Körpers ist Prinzess Wilhelmine, die spätere Markgräfin von Vaireuth, die Lieblingschwester des großen Königs.

Beide Kinderfiguren kommen uns jetzt wie vorbedeutende und weissagende vor, und wenn wir in den leuchtenden Augen des königlichen Knaben schon den Blick des „nordischen Salomo“ sehend, vor der Kindertrommel schon die gegen halb Europa zum Siege marschirenden Trommeln der Preußenheere von Rossbach und Leuthen hörend, zu viel sehen und hören mögen, in den Zügen und der Haltung der kleinen Prinzessin finden wir jedenfalls mit mehr Recht schon einen Vorschatten ihrer Zukunft. Der halbe Ernst des Gesichts wird allerdings auf den gestrengen Vater hindeuten, der seine Kinder wie draußen seine Grenadiere mit dem Rohrstock dressirt, und nicht auf das spätere unholde Schicksal Wilhelminens als Gattin eines liederlichen Fürsten. In dem halben Lächeln dagegen regt sich wohl schon der kecke und übermüthige Wig, der uns in ihren Memoiren das damalige Hofleben vorzüglich nach seinen komischen und grotesken Seiten so anschaulich und ergötzlich zeichnete, und der die Markgräfin dem Kreise der Freunde und Gesinnungsgenossen Voltaires anreichte. Und wäre auch das zu viel errathen, Eins lesen wir mit vollkommener Sicherheit aus der Figur des siebenjährigen Mädchens heraus: die innige Liebe zum Bruder, die beide, wenn wir von einer kurzen Erkaltung nach Friedrichs Thronbesteigung absehen und uns Friedrich mehr passiv vorstellen, bis zur Trennung durch den Tod verband, drückt sich in der Haltung dieser Kindergestalt schon in ihrer ganzen Fülle aus.

Das beste Bild der Prinzessin in ihrem späteren Leben hat sie uns selbst in ihren Denkwürdigkeiten gemalt. Was daran noch fehlt, wird durch die Schrift, die uns hier vorliegt, in ansprechender, nur bisweilen zu viel Licht auflegender Weise ergänzt, indem der Verfasser die Correspondenz Wilhelminens mit Voltaire, darunter fünfundzwanzig noch ungedruckte Briefe des letzteren, mit erläuternden Vor- und Zwischenbemerkungen über den Charakter der beiden Brieffschreiber und das Verhältniß derselben zu einander und zu König Friedrich mittheilt. Das Gemälde Pesnes zeigt uns die Lieblingschwester Friedrichs in ihren ersten, die Schrift Horns porträtirt sie uns vorzüglich in ihren letzten Lebensjahren. Das Folgende soll, zum Theil aus dieser letzteren, zum Theil aus den Memoiren Wilhelminens und andern Quellen genommen, das Ganze dieses fürstlichen Lebens in der Kürze charakterisiren.

Die Markgräfin Friederike Sophie Wilhelmine von Brandenburg-V uth

war das zweite Kind und die älteste Tochter König Friedrich Wilhelms des Ersten von Preußen und am 3. Juli 1709 zu Berlin geboren. Sie erhielt eine Erziehung, die weit über das hinausging, was Fürstentöchtern damaliger Zeit in dieser Hinsicht geboten wurde — eine Thatsache, die stark auffällt, wenn wir an die tiefe Mißachtung, welche der rein praktische Sinn des Vaters vor aller Kunst und Wissenschaft empfand, und an dessen komische Vorschriften für den Unterricht seines Sohnes Friedrich denken. Indeß kümmerte sich der königliche Möglichkeitsmensch vermuthlich um die Abrichtung der für sein Preußen nicht so wichtigen Töchter nicht besonders und ließ das, was er in Betreff „Frischens“ für unnütz oder gefährlich hielt, bei der kleinen Prinzessin hingehen, zumal diese einmal nach England heirathen sollte, und die Herren Engländer auf solche Narrenspößen unbegreiflicherweise etwas zu geben schienen. Nicht unmöglich ist auch, daß der gekrönte Feldwebel, der bekanntlich keineswegs ohne Gemüth war und unter seiner Stutzerücke bisweilen ganz unerwartet hohe Gedanken hatte, in Wilhelminen die Erinnerung an seine geistvolle Mutter, die philosophische Freundin Leibnizens, respectirte, mit der jene sich schon früh auch geistig verwandt zeigte.

Gleichviel, die Prinzessin durfte lernen und sie machte eifrig Gebrauch von der Erlaubniß. Sie lernte unter Aufsicht und Leitung einer Fräulein v. Sönsfeld, die zu den Hofdamen jener philosophischen Großmutter gehört und dabei ohne Zweifel profitirt hatte, bald mit solcher Leidenschaft, daß man ihr eher Einhalt thun als sie anspornen mußte. Sie trieb Englisch, Italienisch (Französisch kam ihr von selbst) Geschichte, Geographie, Musik und sogar Philosophie und machte in kurzer Zeit erstaunliche Fortschritte. Frühzeitig gewann sie dabei selbständige Ansichten, und als noch nicht zehnjähriges Kind scheint sie — man erinnere sich an ihre drastische Schilderung des Besuchs Czar Peters mit seinem Harem in Berlin — bereits die scharfe Beobachtungsgabe besessen zu haben, die ihre Aufzeichnungen, eine Anzahl von Flüchtigkeiten, Irrthümern und Uebertreibungen abgerechnet, so werthvoll für den Historiker macht.

Mit diesen Eigenschaften wurde die Prinzessin schon als sie noch Kind war am Hofe vielfach wie eine Erwachsene behandelt. Mit ihnen und da sie überdies die Älteste unter den Kindern Friedrich Wilhelms war, wurde sie in gewissem Grade die Lehrerin ihrer jüngeren Geschwister und von nicht unwesentlichem Einfluß auch auf Bruder Fritz. „In meiner Jugend wollte ich nichts thun,“ erzählte Friedrich der Große später seinem Vorleser de Catta, „ich lief immer nur umher. Da sagte meine Schwester von Baireuth zu mir: Schämst Du Dich nicht, Deine Talente so zu vernachlässigen. Und darauf machte ich mich an die Lectüre.“ Wilhelmine also war es, welche in ihrem Bruder zuerst den Trieb zur Entfaltung seines Genies anregte. Als er dann etwas größer geworden, kamen die beiden Geschwister alle Nachmittage zusammen, um mit

einander zu lesen, zu schreiben und sich in andrer Weise mit der Ausbildung ihrer Fähigkeiten zu beschäftigen.

Die geistlichen Drillsergeanten Noltenius und Panzendorf, welche Friedrich in den Handgriffen des dogmatischen Exercitiums einzuüben hatten, bearbeiteten selbstverständlich auch dessen Schwester mit Katechismus und Bibel, aber, wie die Folge zeigt, mit kaum erheblichem Erfolg. Ja es steht zu fürchten, daß die früh erwachende Spottlust des Kronprinzen und der Prinzessin, die für alle Welt am Hofe bis zu den Günstlingen des Königs, ja bis zu diesem selbst hinauf Spitznamen erfand (sie nannten den königlichen Papa unter sich nur den „Ragotin“, Knirps), und selbst die gute alte runde Kamecke (Fritz Reuters Mamsell Westphalen ins Hoffähige übersezt) mit einem solchen bedachte, auch diese ehrwürdigen schwarzen Kirchenlichter aufs Korn genommen hat. Die Zeit, in welcher die orthodoxe Theologie in Deutschland bei Hoch und Niedrig das tägliche Brod und infolge dessen eine Macht war, die alle Kreise durchdrang und beherrschte, war jetzt allenthalben und trotz der reglementsmäßigen Rechtgläubigkeit Friedrich Wilhelms auch in der berliner Hoffphäre im Uebergang zu einer andern begriffen, welche zwar nicht religionslos war, aber sich vom Katechismus und der Postille nicht mehr imponiren ließ. Mit wie verdrießlichen Augen der König auch alles französische Wesen ansah, wirkte es doch wie auf die übrigen deutschen Residenzen auch auf die an der Spree und schuf hier sogar neben manchem Vorübergehenden ein bleibendes Etwas, welches sich als ein dem französischen Esprit nahe Verwandtes bezeichnen läßt, und welches schon in der Spottlust Wilhelminens und ihres Bruders, als sie noch Kinder waren, dann in deren Aufzeichnungen deutlich hervortritt.

Wie bekannt, hatte der große Kurfürst den durch Aufhebung des Edicts von Nantes aus Frankreich vertriebenen Evangelischen in seinen Staaten ein Asyl eröffnet. Ein Theil derselben kam nach Berlin und gründete hier die noch heute blühende französische Colonie. Die Flüchtlinge brachten neue Kunstfertigkeiten und Industriezweige ins Land, aber auch ein neues geistiges Element und eine neue Bildung. Die nüchterne, den Dingen auf den Grund gehende, Schein und Sein scharf sondernde Anschauungsweise der Märker bekam durch Beimischung dieses französischen Elements einen festen und witzigen Zug und einen oft glänzenden Ausdruck. Niederdeutsche Anlage und französische Bildung verbanden sich, zuerst in den obern, dann auch in den niedern Sphären des Volks zu einer neuen Denk- und Redeweise, und vor allen Wilhelmine, dann ihr Bruder, Kinder eines unverfälschten Normalmärkers, eines Märkers von allerechtestem Schrot und Korn, aber von französischen Eingewanderten, einer Frau v. Rocoulles und einem Fräulein v. Montbail, einem Duhan und einem La Croze erzogen, sind als die brillanten und charakteristischen Ergebnisse dieser Verschmelzung, als die ersten Repräsentanten einer Geistesrichtung zu betrachten,

die in Deutschland noch heute vereinzelt dasteht, und die man speciell als Berlinerthum oder berliner Geist bezeichnen kann.

Jenes Auge für das Lächerliche und jene Neigung zum Spott hat namentlich der Markgräfin in der heutigen öffentlichen Meinung viel geschadet, aber, wie wir überzeugt sind, mehr als sie verdiente. Moralisirende Historiker wie Schloffer warfen ihr Bosheit und Gehässigkeit vor, Parteihistoriker, wie der freilich nicht recht zurechnungsfähige Gfrörer nennen sie ruchlos, weil sie in ihren Denkwürdigkeiten in allerdings rücksichtsloser Weise wie über alles so auch über ihre Familie urtheilt. Mit Unrecht, sie war nichts weniger als herzlos. Niemand wird die Impietät und Bitterkeit, mit der sie von ihren Eltern redet, löblich und nachahmenswerth, jeder Billigdenkende aber wird sie begreiflich finden und sie nicht ihr allein auf die Rechnung setzen. Wir alle sind Kinder unsrer Zeit und unsrer Stadt, und Wilhelmine macht davon keine Ausnahme. Sie war eine Berlinerin in dem eben besprochenen Sinne, und sie war eine Tochter des achtzehnten Jahrhunderts, in dem in den oberen Schichten der Gesellschaft überall französischer Esprit mehr oder minder den Ton angab. Die deutsche Gegenwart strebt nach Einklang zwischen Geist und Gemüth, in jenen Tagen dagegen war man bemüht, nur Geist zu zeigen, gleichviel wie das Gemüth mit seinen Ausprüchen dabei weglam. Unter uns äußert sich der Spott hochsinniger Menschen über die Schattenseiten anderer in der Form des Humors, damals trat er als Satire auf. Einem feinen Witz, einem überraschenden Bonmot, einem brillanten Porträt von einem komischen Charakter zu Liebe ließ man alle Schonung und selbst die Pflicht gegen die Nächststehenden bei Seite. Dieser gesellschaftliche Ton, der in seinen französischen Ursprüngen überdies nicht rein frivoler Art war, sondern zu den Waffen der Aufklärung gegen Pfaffenthum und Despotismus gehörte, klingt uns nicht angenehm, aber er war im Munde Wilhelminens mehr Mode- und Paradesprache als Herzenssache und darum nicht so gefährlich. Immerhin freilich mußte er auch auf die stillen Stunden zurückwirken, wo man mit sich allein war, und Manchen wird er nicht bloß zur zweiten Natur, sondern überhaupt zur Natur geworden sein. Daß dieß indeß bei unsrer Prinzessin der Fall gewesen, läugnen wir, und das Folgende wird unsre Meinung bestätigen.

Ferner nämlich, wenn Wilhelmine an diesem Gebrechen ihrer Zeit leidet, so ist doch zu beachten, daß bei ihren Aeußerungen über Vater und Mutter die Erinnerung an Dinge nachklang, mit denen man schwer an ihrem Herzen gesündigt hatte, und daß sie ihre Memoiren in einer Zeit schrieb, wo sie durch die Untreue ihres Gemahls von neuem tief verbittert war. Und schließlich wird alles, was man über ihre pietätlose Zunge und Feder vorbringen mag, glänzend aufgewogen durch den Heroismus der Liebe, mit der sie zu ihrem Bruder in dessen höchsten Nöthen stand, ein Gefühl, welches so stark und

mächtig war, daß es mit seiner Gluth endlich ihren schwachen Körper verzehrte.

Mit dem Heranwachsen Wilhelminens zur Jungfrau wuchs auch der Plan ihrer Mutter, sie mit dem Thronerben von England zu vermählen. Die alte Verbindung der Hohenzollern mit den Welfen sollte, nachdem aus dem unumschränkten lustigen Kurfürsten Georg von Hannover ein sehr beschränkter und sehr griesgrämiger König Georg von England geworden, fester hergestellt werden durch das bekannte Doppelheirathsproject, nach welchem Wilhelmine den englischen Kronprinzen, Friedrich dagegen, der preussische Kronprinz, die Enkelin des englischen Königs zu heirathen hatte. Die Königin von Preußen, eine ehrgeizige und hochstrebende Dame, schwelgte in diesem Gedanken, den sie bereits in Erfüllung gegangen sah, da ihr Gemahl der Sache schon aus Sparsamkeitsgründen nicht abgeneigt war. Brauchte er doch so seiner Tochter kein Heirathsgut und seinem Sohne keine erhöhte Apanage zu geben, da England Geld genug hatte. Wilhelmine, Königin von Großbritannien! — Die Mutter hatte alles im Voraus mit ihren weiblichen Verwandten besprochen, alles geordnet und geglättet, auch der alte mürrische Georg hatte ja gesagt, nur Eins hatte man vergessen — das Haus Habsburg. Die Verbindung der beiden evangelischen Staaten durch diese Doppelheirath gab eine gefahrdrohende Macht. Stets hatte man in der Hofburg mit scheelem Blick auf das brandenburger Neukönigthum mit seinem bürgerlich eingerichteten Hofe, seinem streng geordneten Staatshaushalte, seinem wachsenden Schatze und seinen vielen, langen, vortrefflich geschulten Soldaten geschaut. Jetzt sollte es noch stärker werden. Mußte die Schutzherrschaft, die Friedrich Wilhelm bereits wiederholt und bis an den Neckar und in die Alpen hinein ziemlich nachdrücklich über die in dem deutschen Reich zerstreuten Evangelischen ausgeübt, dadurch nicht zu einer Macht heranwachsen, die eines Tages dem Hause Habsburg Fehde um die erste Stelle im Reiche ansagen konnte? Es lag auf der Hand: die Heirathen mußten auf alle Weise hintertrieben werden, und sie wurden hintertrieben, mit Hilfe Grumblows und Seckendorfs, jener alten „Niethfutschenseele“, jener „doppelt destillirten Lügenhaftigkeit“, wie Carlyle diesen wandelnden Abgrund von Intrigue und Spießbüberei nennt.

Vergebens legte die Königin, als die Heirath unmöglich werden wollte, ihre Gegenminen. Sie verdarb damit nur sich und ihren Kindern ein Stück Leben. Die arme Dame war sehr eigensinnig, ihr Gemahl aber nicht weniger, und sie beging augenscheinlich einen argen Mißgriff, wenn sie ihm durch Ungehorsam beikommen wollte. Friedrich Wilhelm war ein Eheherr, war ein König, war — immer von seiner Unterwürfigkeit vor den Habsburgern abgesehen — der gebieterischste Sterbliche, der damals athmete. Die Sonne sah auf keinen unbeugsameren, souveränern Familienvater herab, als auf

jenen mit dem rothaufgeschlagenen blauen Rock, den weißen Gamaschen und — dem Bambus in der gebietenden Hand. Ein friedliebender, im Hinblick auf den Kaiser nur zu friedliebender und eigentlich nichts Unrechtes wollender Mensch, wenn man ihm seinen Kopf ließ. Ein ungeschlachter Bär, der durch Gehorsam zu zähmen und zu leiten gewesen wäre. Aber ihm in den Weg treten, ihn aufhalten wollen, gegen ihn Pläne schmieden, das war ein Unterfangen, welches einen traurigen Ausgang nehmen mußte. Seckendorf und Grumbkow im Tabakscollegium wußten es klüger anzufangen, und sie haben den Bären nach ihrer Musik gehen lassen genau wohin er sollte.

Umsonst ward alle Hartnäckigkeit und weibliche List der Königin gegen den Willen Sr. Majestät und seiner beiden Führer in dieser Sache ausgespielt, umsonst thaten auch die betreffenden beiden Kinder, die, wie in solchen Fällen üblich, zur Mutter hielten, ihr Bestes, den Plänen des Vaters entgegenzuarbeiten. Nach mancherlei Schwankungen, zwischen denen es auf Fritz, dem seine „effeminirten“ Manieren und reglementswidrigen Neigungen ohnedies bei Friedrich Wilhelm einen üblen Stand bereitet hatten, und einige Mal auch auf Wilhelminen allerlei garstige Dinge, als öffentliche und private Ohrfeigen, Fußtritte, Tellerwürfe und Bearbeitungen mit dem allerdurchlauchtigsten, großmächtigsten Bambus regnete, nachdem die Katastrophe, der Fluchtversuch Friedrichs und dessen grausame, bei einem Haar mit einer Brutus- Tragödie endende Bestrafung sowie der Verbannung Wilhelminens auf ihre Stube, erfolgt war, nahm das Heirathsproject der Königin ein klägliches Ende.

Zunächst die eine Hälfte, die Verbindung der Prinzessin mit dem Prinzen von Wales. Der doppelt destillirte Lügner Seckendorf und Grumbkow, der andre kaiserliche Söldling, hatten hier weniger leichtes Spiel, als nach der andern Seite hin. Zwar unmittelbar nach dem Desertionsversuch Friedrichs war der Aerger des Königs über seinen Schwager Georg den Zweiten (Georg Nummer Eins war inzwischen vermittelst Schlagflusses aus dieser verdrießlichen Welt zu seinen Welfenvätern versammelt worden) so groß, daß er seine Gemahlin bei offener Tafel nöthigen wollte, auf den Untergang Englands zu trinken, welches er für eine der Ursachen des kronprinzlichen Angehorsams hielt. Aber nachher erwog er doch in ruhigen Augenblicken wieder die großen Vortheile, welche die nähere Verbindung mit den englischen Vettern seinem Hause bringen konnte. Da wußten die beiden diplomatischen Schwarzkünstler, die ihn zu berücken bestrebt waren, ihn bei seinem Stolge zu fassen und ihn zu bewegen, daß er in einem kurzangebundenen Briefe in London die Angelegenheit zum Bruch trieb. Man solle nun doch endlich einmal, so ungefähr lautete Friedrich Wilhelms Epistel, sich rund heraus erklären, ob der Prinz von Wales seine Tochter heirathen wolle oder nicht. Antwort Georgs des Zweiten: wenn nicht sofort die Vermählung seiner Tochter Almalie mit dem Kronprinzen von

Preußen stattfinden, so werde er seinen Sohn noch vor Ablauf des Jahres 1731 mit einer andern Prinzessin als der preussischen verheirathen. Rückantwort Friedrich Wilhelms mit umgehender Post: er habe beschlossen, Wilhelminen noch vor Ablauf von zwei Monaten zu vermählen und es seien dazu bereits Vorbereitungen getroffen.

Jetzt nahm Grumbkow den König beim Wort und stellte ihm vor, der passendste Bräutigam für Wilhelminen sei der Erbprinz von Baireuth, in dessen Candidatur die Königin in der Zwischenzeit einmal gewilligt, wenn auch nur, um die beiden damals vom König bevorzugten Bewerber, den Markgrafen v. Schwedt und den Herzog von Sachsen-Weißensfeld zu pariren. Friedrich Wilhelm war mit diesem Vorschlag zufrieden, und nun war nur noch die Einwilligung Wilhelminens zu gewinnen. Grumbkow erschien bei ihr und hielt ihr eine lange Rede, deren kurzer Sinn dahin ging: entweder Gehorsam gegen den König, also Heirath mit dem baireuther Vetter und dann gute Aussteuer, Vergessenheit alles Vergangnen und Wiederaufnahme des Kronprinzen, ihres Bruders, zu Gnaden, oder Widerspenstigkeit und dann sofortige Abführung der ungehorsamen Tochter als Staatsgefangne nach dem fernen Memel. Nach einigem Bedenken erklärte die Prinzessin, sich dem Willen des Vaters zu unterwerfen, doch unter der Bedingung, daß derselbe ihren Bruder in Freiheit setze und sich mit der Mutter wieder vertrage.

Es war nicht bloß Liebe zu ihrem Bruder, was sie hierzu bewog, nicht ein reines Opfer, was sie brachte. Die Einsperrung hatte ihrer Gesundheit geschadet, sie war, sagt sie, (wir hoffen, übertreibend) „zu einem Skelett abgemagert“; die Verköstigung war schlecht, „nichts zu essen“, berichtet sie, (wir nehmen wieder an, mit einer Hyperbel) „als eine Suppe von Salzwasser und ein Ragout von alten Knochen, voll Haare und Schmutzkrum“; dazu die bestimmte Aussicht auf eine Existenz als Staatsgefangne bis in die alte Jungfernschaft hinein für eine junge Dame, die den Vergnügungen der schnöden Welt, geistigen wie leiblichen, nichts weniger als abhold war, die leidenschaftlich gern tanzte, in Romanen bewandert war u. s. w. — das alles will in Rechnung gezogen sein. Indes stehen wir nicht an, zu glauben, daß ihr Hauptbeweggrund die Liebe zum Bruder und der Wunsch ihn zu retten war. Und was das Opfer betrifft, welches sie der Ruhe und dem Glück ihrer Familie brachte, so war es trotz alledem ein großes. Die stolze Königs-Tochter, als Kind für den Thron von Schweden, dann für einen zukünftigen Czaren, dann einmal für August den Starken (freilich ein nicht allzubegehrnswerther alter Sünder von fünfundsünfzig Jahren und Vater von circa vierthalbhundert Bankerten, aber doch eine Majestät), zuletzt für den Erben der englischen Krone bestimmt, sollte jetzt den zukünftigen Besitzer eines Ländchens heirathen, welches zwar anmuthig

und blühend, aber von einem Umfange war, daß die Regierungsgeschäfte mit Bequemlichkeit beim Morgenkaffee besorgt werden konnten.

Es war traurig, so tief herabsteigen zu sollen. Aber Wilhelmine nahm sich zusammen und stieg herab. Der Bruder, der dadurch erlöst wurde, dankte ihr dafür sein Leben hindurch (obige Verköhlung abgerechnet) mit aller Liebe, deren er fähig war, d. h. mit grade so viel, als ihm seine Liebe zu Preußen, zu Krieg und Ruhm und andern hohen Dingen übrigließ. Der Vater wurde aus einem grimmigen Bären ein höchst zärtlicher Papa. Nur die Mutter grollte, behandelte Wilhelminen verächtlich und nahm sogar einen Anlauf ihr zu fluchen. Indes wurde auch sie endlich zur Vernunft gebracht. Das durch Oestreichs schwarze Kunst über das Haus der Hohenzollern heraufbeschworne Gewitter hatte ausgetobt, und als die Hochzeit der beiden Fürstenkinder ausgerichtet wurde, gab es leidlich hellen Sonnenschein, der noch heller wurde, als Bruder Fritz, der durch die Heirath losgekauft und wider zu Gnaden Gekommene, sich zu der Ceremonie einstellte.

Wie sich die Heirathsfrage in Betreff Friedrichs gestaltete, gehört nicht hierher. Wilhelmine schien, als sie mit ihrem Gemahl in die neue Heimath abfuhr, nicht übel versorgt. Von Widerwillen gegen den Aufgenöthigten konnte nicht die Rede sein. Der Prinz war ein junger Mann von einnehmendem Aeußeren, intelligenten Zügen und guter Haltung, und auch bei näherer Bekanntschaft mußte Wilhelmine sich sagen, daß man mit ihm leben könne. Denn er ist ein ganz verständiger, biederer, ehrenwerther junger Prinz, bescheiden, gutherzig, sich selbst beherrschend, etwas hüzig, aber nicht barsch, lebhaft in der Unterhaltung und wohl im Stande, mit passenden Antworten zu dienen, obwohl er ein wenig stottert. Die unterwürfige Tochter fühlt, daß man leicht einen schlimmern Mann zum Eheherrn hätte bekommen können, und wenn die Ehe später nicht war, was sie im ersten Jahr gewesen, wenn der Gemahl ungebührlichen Geschmack an den Hofdamen seiner Frau fand, so war das Verhältniß der beiden Gatten immernoch besser als was Wilhelmine vermuthlich in England zu erleben und zu ertragen gehabt hätte.

Wir verfolgen diese Seite des Lebens der nunmehrigen Erbprinzessin und baldigen Markgräfin von Baireuth nicht weiter. Dagegen sehen wir uns mit der hornschen Schrift das Verhältniß Wilhelminens zu Voltaire etwas näher an.

Friedrich war König geworden und war es etwa zwanzig Wochen, als Wilhelmine nach ungefähr achtfähriger Abwesenheit von Berlin sich bei ihm zu Besuch einfand. Ihr Empfang war nicht recht nach Wunsch der fein besaiteten Seele. Bruder Fritz hatte den Kopf voll Staatsgeschäfte, nebenbei das Fieber, er war ungemüthlich, undurchdringlich, mehr König als liebens-

würdig und, wie es der Frau Schwester vorkam, nicht recht liberal in Geldsachen.

Doch wurde das theilweise besser, als man die Tage nachher aus dem noch in Hoftrauer gehüllten berliner Schlosse nach Rheinsberg übersiedelte, diesem anmuthigen Ensemble von Palais, Seen, Gärten, Buchenwäldchen, Grotten, Einsiedeleien, welches Friedrich als Kronprinz geschaffen, und wo er die letzten Jahre vor dem Tode des Vaters eine Art Musenhof, belebt von singenden, tanzenden und kokettirenden Damen, lustigen, witzigen Cavalieren und allerlei Philosophen und Schöngeistern, gehalten hatte. Auch jetzt ging es hier heiter und geistreich zu. Der König, am Tage in seinem Cabinet über Entwürfen gegen das Haus Habsburg brütend und pyramonten Brunnen dazu trinkend, kommt des Abends zum Vorschein und ist höchst aufgeräumt und herzlich, sprudelnd von Witz, brillant wie eine aufgehende Sonne. Es wird gespielt, getanzt, geplaudert, z. B. von dem Liebhabertheater, welches eingerichtet werden soll, oder man macht Musik, Friedrich führt die Markgräfin an das Clavier und greift seinerseits zur Flöte, um eines jener Adagios zu blasen, in denen er Meister ist. Die Pausen zwischen den einzelnen Vorträgen werden von der Markgräfin mit dem, was man damals philosophische Gespräche nannte, oder mit weniger anspruchsvoller Uebung in witzigem Geplänkel mit Maupertuis, Algarotti, Jordan u. a. m. verbracht, vorzüglich aber, dürfen wir annehmen, mit Voltaire, mit dem Friedrich schon seit vier Jahren im Briefwechsel steht, mit dem er vor einigen Wochen auf dem Schlosse Moyland bei Wesel persönliche Bekanntschaft gemacht hat, und der sich jetzt hier in Rheinsberg befindet, angeblich, um über den Druck des „Antimacchiavel“ Bericht zu erstatten, in Wahrheit aber — es ist nicht nett von der „Hoffnung des Menschengeschlechts“, aber wir können nichts dafür — den neuen königlichen Freund im Auftrage des französischen Cardinalministers Fleury auszuhorchen, was die preussischen Rüstungen am Rhein bedeuten sollen.

Die französische Diplomatie in Berlin hat vergeblich durch die Schlüssellöcher der sieben Thüren zu lauschen versucht, mit denen der König sein Geheimniß verwahrt, vielleicht läßt dieser Herr Arrouet ein wenig hindurchsehen, mochte Fleury denken. Friedrich blieb aber auch gegen die „Hoffnung des Menschengeschlechts“ unerforschlich, und so mag es wohl gekommen sein, daß er eines Abends, die erneuten vorsichtigen Forschungen seines geistreichen Freundes abbrechend, denselben bei der Hand nahm und zu einer Dame führte, die er ihm mit den Worten: „hier stelle ich Sie meiner geliebten Schwester vor“ zur Bekanntschaft empfahl. Diese Dame mit dem zarten Wuchs, dem fein modellirten Gesicht und dem durchsichtigen Teint, deren große lichtblaue Augen dem hochverehrten Genius mit begeistertem Interesse entgegenleuchteten, und deren kleiner, graziöser, sonst etwas mockanter Mund jetzt den Gelehrten

und Dichter in der Sprache seiner Heimath mit schmeichelhaften Worten willkommen hieß, war die Markgräfin von Baireuth.

Wie viele Berührungspunkte gab es zwischen den Beiden! Wie denkt Voltaire über den Hof von Versailles? Was hält er von Ludwig dem Fünfzehnten, von der Marquise von Pompadour, von Cardinal Fleury? Giebt er auf dem Theater der Lecouvreur oder der Clairon den Vorzug? Und in der Musik, Hase oder Graun? Welches Urtheil fällt er über Wolf, den Lieblingsphilosophen ihres Bruders, welches über Descartes, zu dessen Fahne sie selbst geschworen? Und wie galant weiß der große Mann zu antworten, wie neu, wie geistprühend, wie glänzend ist, was er sagt! Herrliche, unvergeßliche Tage, die man mit Betrübniß endigen sieht, die man sich wieder verschaffen muß, die man inzwischen durch Briefwechsel zu ersetzen suchen muß. Das ging in der Folge aus mancherlei Ursachen nicht recht, indeß doch einigermaßen.

Der erste Brief der Markgräfin an Voltaire, von ihrem Secretair, dem „Philosophen“ Superville (alle Welt war damals Philosoph) geschrieben, und von einem Geschenk begleitet, kam im September 1741, bald nach der Rückkehr Wilhelminens nach Baireuth in Brüssel, wo Voltaire sich damals aufhielt, an. Er wurde sofort beantwortet, die Antwort aber ging verloren. Erst am 26. September des folgenden Jahres ließ er einen zweiten Brief folgen, der in unsrer Sammlung mitgetheilt ist, und der ein Musterbrief seiner Schmeichelei gegen „die fürstliche Philosophin, die Beschützerin der Künste, die Meisterin in der Musik, das Vorbild aller geselligen Tugenden, Minerva gleich in jeder Kunst“ war.

Das erste Wiedersehen fand im Jahre 1743 statt. Voltaire war wieder als Diplomat nach Berlin gekommen und wieder erfolglos. Er sollte Friedrich bewegen, zu Gunsten des mit Frankreich verbündeten unglückseligen deutschen, richtiger bairischen Kaisers Karl eine Neutralitätsarmee aufzustellen. Der König aber hatte dazu keine Neigung, er lachte Voltaire, als dieser mit seinem Vorschlag heraustrückte, aus und forderte ihn auf, den Diplomaten an den Nagel zu hängen und ihm lieber auf einer Reise nach Baireuth zu folgen. Voltaire ging mit und blieb eine Zeit lang in den Rosenketten, die fürstliche Hände ihm in dem fränkischen Markgrafenschlosse anlegten. „Er hatte den besten Humor von der Welt“, und wie hätte er ihn nicht haben sollen, wo man ihn so auf den Händen trug, wo er in der „Eremitage“ sein Porträt unter den berühmtesten Philosophen den Ehrenplatz einnehmen sah, wo der Hof in seinem „Tod Cäsars“ mitspielte, wo eine regierende Herzogin sich die Nächte abstahl, um seine „Pucelle“ abzuschreiben, wo er trotz der Fürsten, die mit ihm zu Gaste waren, ganz augenscheinlich der König der glänzenden Feste war, die Wilhelmine hier veranstaltete. Eine ganze Schaar junger, liebenswürdiger Hoffräulein, vielleicht nicht sehr belesen in seinen Schriften, vielleicht ein wenig

simpel, aber anmuthig und zu pflichtschuldiger Huldigung vor ihm angehalten, Jugend, Schönheit, Lachen, Scherzen, Kokettiren, Fächeln, Schweben um ihn herum — in der That, solcher weiblicher Gögendienst war ganz nach dem Geschmack des Herrn, und diese Tage heitern Glanzes, sinniger Beziehungen und poetischer Courtoisien mögen noch geraume Zeit einen wohlthuenden Nachglanz auf sein vielbewegtes Leben geworfen haben.

Die dritte Zusammenkunft Voltaires und der Markgräfin fand am 25. September 1750 in Berlin statt, wohin jener das Jahr vorher, dem Ruße Friedrichs folgend, übergesiedelt war. Sieben Jahre hatten sich beide nicht gesehen, auch keinen schriftlichen Verkehr gehabt, obschon sie immerhin Beziehungen durch Superville unterhalten haben mochten. Hier, während eines dreimonatlichen Aufenthalts Wilhelminens, abwechselnd in Berlin und Potsdam, vollendete sich die Bekanntschaft Beider, von jetzt an wurde das Verhältniß enger, der briefliche Gedankenaustausch reger. Die Ehe Wilhelminens war seit 1740 keine glückliche mehr gewesen, ihr Kummer hatte sie an innern Erfahrungen reicher, geistiger Anregungen bedürftiger, zu vertraulichem Verkehr mittheilsamer gemacht. Das alles drückt sich mehr oder minder in den nächstfolgenden Briefen unserer Sammlung aus, wenn auch nur beiläufig; denn dieselben beziehen sich in der Hauptsache auf Persönlichkeiten, welche Voltaire aus Paris nach Vaireuth verpflanzen helfen soll, und auf Erlebnisse des Philosophen in Sanšouci, dem „Kloster“ oder der „Abtei“, wie es in der Correspondenz genannt wird, Erlebnisse, die bekanntlich nicht immer erfreulicher Art waren und zuletzt durch die Geldgier und die Eitelkeit der „Hoffnung des Menschengeschlechts“ sogar sehr unerfreulich wurden.

Wir können diesen Briefwechsel hier nicht mit ausführlichen Auszügen verfolgen, sondern nur auf Einzelnes Rücksicht nehmen. Er wurde in sehr vertraulichem Tone geführt und enthält neben vielen witzigen und manchen frivolen auch häufig herzliche Stellen.

„Schwester Wilhelmine bietet Bruder Voltaire ihren Gruß“, und dieser unterschreibt sich „Bruder V.“

Schwester Wilhelmine fragt in Betreff einer zweifelhaften Folge interessanter Umstände in der kurfürstlich sächsischen Familie: „Was sagen Sie von der Ankunft des Messias in Dresden? Werden Sie demnach die Wunder auch künftig noch in Zweifel ziehen können? Wenn ich Kurprinz von Sachsen gewesen wäre, so hätte ich alle Ehre dem heiligen Geiste überlassen, aber er denkt wie Kaiser Karl der Sechste. Als nämlich die Kaiserin des Erzherzogs genas, rief man aus, daß man dies dem heiligen Nepomuk zu verdanken habe. „Gott behüte mich davor,“ sagte der Kaiser, „ich würde dann ja zum Hahne werden.“ Aber lassen wir den heiligen Geist und den Messias. Obwohl er jetzt (es war um Weihnachten) geboren ist, so würde ich doch nicht an ihn gedacht haben

ohne die wunderbare Begebenheit, die sich in Sachsen zugetragen hat. Ich denke lieber an die Schöngeister von Potsdam." Und Bruder Voltaire antwortet: „Ew. Hohehrwürden machen über das letzte Wunder sehr salbungsvolle Betrachtungen. Sie wissen, wie nothwendig bisweilen die Wunder sind. Einmal brauchten wir in Frankreich eine Jungfrau (die von Orleans), jetzt haben wir oft gerade das Gegentheil bedurft.“

In einem Briefe vom 20. April 1752 legt die Markgräfin dem Bruder Voltaire „eine Wallfahrt zu Unserer lieben Frau von Vaireuth“ zur Sühnung seiner Sünden (er hatte lange geschwiegen) auf.

Dann wieder klagt Voltaire, daß der König ihm nicht genug Gnade erweise, d. h. nicht mittheilsam genug gegen ihn sei, und die Markgräfin verspricht deshalb an Friedrich zu schreiben. In einem ferneren Briefe philosophirt sie über das von dem Freunde ihr zugesandte Gedicht: „Sur la loi naturelle“. Zwei weitere Episteln beziehen sich auf den Bruch Voltaires mit dem König und die üble Behandlung, die dem Dichter auf seinem Rückweg nach Frankreich in Frankfurt durch den dortigen preussischen Residenten zu Theil wurde.

Zehn Monate waren seit dieser Zeit verflossen, als Voltaire, der inzwischen nach Colmar gezogen war, durch die Botschaft überrascht wurde, daß die Markgräfin ihn auf einer durch ihre zunehmende Kränklichkeit nothwendig gewordenen Reise nach Südfrankreich und Italien besuchen wolle. Sie kam bald nachher, Ende October 1754, und „das Wiedersehen war sehr rührend“. Man war acht volle Stunden beisammen, gedachte vergangner Tage in Sanssouci und Rheinsberg, disputirte ein wenig über die Substanzen des Cartesius und lachte dazwischen ein wenig über „La Pucelle“. In Lyon traf man sich dann noch einmal. Die Markgräfin verkehrte hier viel mit dem Cardinal Tencin und den Jesuiten, so daß es in Berlin hieß, sie sei mit ihrem Gemahl katholisch geworden. War dies bei ihrer Art nicht gut möglich, so ist dagegen leider nicht zu läugnen, daß Wilhelmine in dieser wie in der vorhergehenden Zeit bisweilen bedenkliche Sympathien für Oestreich empfand, was beiläufig auch von einem Theil der andern Geschwister Friedrichs feststeht. Die letzteren sind bei dieser Verirrung des Verstandes und Gefühls geblieben. Die Markgräfin kam im ersten Jahre des siebenjährigen Krieges, wenn nicht eher, davon zurück, und jetzt tritt der Briefwechsel derselben mit Voltaire in sein für uns interessantestes Stadium. Bisher war er, mit einer kurzen Ausnahme, ein leichtes, amuses geistiges Ballspiel, hinüber und herüber, gewesen, jetzt kamen die Tage des Ernstes, der Gefahr, der Verzweiflung.

Wilhelmine wandte sich um Rath in der Noth an ihren alten philosophischen Freund. Voltaire macht von Aug. Delices aus (August 1757) den Vorschlag, sich wegen Vermittlung eines Friedens an den Marschall von Richelieu zu wenden, und die Markgräfin dankt ihm dafür in einem charakteristischen Briefe,

in dem sie unter anderm sagt: „Ich bin in einem erbarmungswürdigen Zustande und werde den Untergang meines Hauses und meiner Familie nicht erleben, das ist der einzige Trost, der mir bleibt. Sie werden an uns Stoffe zu Tragödien haben. O Zeiten — o Sitten.“ Voltaire wiederholt am 29. August seine Rathschläge in Betreff eines Friedens und läßt dabei einen Wink nach „Grundlage der alten Verträge“ (soll heißen: Wiederherausgabe Schlesiens) fallen. Wilhelmine dankt „tiefgerührt“, deutet aber an, daß Voltaires „Vorstellungen auf den Geist des Königs keinen Eindruck gemacht haben“. „Es bleibt ihm nichts übrig, als seiner Bestimmung zu folgen, auch wenn diese noch so dunkel wäre.“ Dann wieder Klagen: „Mein Zustand ist schlimmer wie der Tod. Ich sehe den größten Menschen des Jahrhunderts, meinen Bruder, meinen Freund, in die äußerste, entsetzlichste Lage gebracht. Ich sehe meine ganze Familie Gefahren und Leiden ausgesetzt, mein Vaterland von unbarmherzigen Feinden zerrissen, unser Land vielleicht von gleichem Unglück bedroht. Hätte mich doch der Himmel ganz allein mit all dem Mißgeschick beladen. Ich würde es tragen ohne Murren und ohne Schwäche.“

Und die Zeiten wurden noch düstrier: der unglückliche Rückzug des Prinzen von Preußen, der Verlust der Magazine von Gittau, die Niederlage des Herzogs von Cumberland, die Niederlage bei Mays, die Einfälle der Schweden in Pommern, der Destreicher in Schlessen, der Franzosen in das Magdeburgische — es war furchtbar viel auf einmal. „Ich bin fest entschlossen, mich auf den ersten besten der feindlichen Generale zu werfen,“ schrieb Friedrich am 17. September an Wilhelmine, „und will Gott für die Gnade danken, wenn er mit dem Degen in der Hand mich sterben läßt.“ — „Das Einzige, was mir auf der Welt noch bleibt, bist Du allein, Du allein fesselst mich noch an dieselbe.“

Mit tiefem Kummer sah die Schwester diese Zeilen. Es war aber nur das Streifen des sinkenden Adlers an die Erde, der nächste Moment, bezeichnet durch die bekannte Epistel an Voltaire, worin es heißt:

„Ich muß dem Sturme kühn die Spitze bietend
Als König leben — sterben — untergehn“

sah ihn wieder sonnenwärts schweben, und die Schlacht bei Rossbach wurde geschlagen.

Der König versuchte jetzt durch die Markgräfin mit Frankreich einen Separatfrieden zu erlangen. Mittelsmann war Voltaire, der sich seinerseits mit Cardinal Tencin, dem frühern Minister des Auswärtigen, durch den Banquier Tronchin in Verbindung setzte. Die Markgräfin schrieb zwei Briefe an Tencin, und dieser zeigte sich geneigt, auf ihre Wünsche einzugehen. Aber der Hof von Versailles, von der Pompadour beherrscht, wies die Friedensanträge zurück. Und jetzt neigte der Tag Wilhelminens sich dem Ende zu. Es war ihr nicht gut ergangen in diesem Leben: eine unglückliche Jugend und nun ein bewölkt

sorgenvolles Alter. Im Juli 1758 hatte ihre Schwäche so zugenommen, daß sie in dem Briefe, in welchem sie dem königlichen Heldenbruder zum Siege von Zorndorf Glück wünschte, kaum noch leserlich schrieb. Jetzt vermochte sie, als ein Schreiben von Voltaire, datirt vom 27. September eintraf, nur noch damit zu antworten, daß sie dem Freunde ihr Bild schickte. In derselben Stunde, in welcher Friedrich die schwere Niederlage bei Hochkirch erlitt, am 14. October 1758, verschied sie. Die letzten Worte, deren sie noch fähig war, waren heiße Wünsche für das Leben und Glück des Königs, und mit seinen Briefen auf dem Herzen wollte sie begraben sein. Friedrich rief ihr in die Marmorgruft, in der sie ruht, die Worte nach:

„Wie könnt' ich Deiner Freundschaft je vergessen!
 Du standest fest, Dein Herz an meiner Seite,
 Du sahst nach Hilfe aus, zur That entschlossen,
 Du warst mein Trost in meinem tiefen Leide;
 Die einz'ge Zuflucht und der Port, wo Ruh'
 Und Hoffnung winkte, mein Asyl warst Du.“

Auch Voltaire widmete der geschiednen Fürstin eine Ode. Mit ihr war der vermittelnde Geist zwischen ihm und Friedrich dahingegangen. Von ihrem Tode an beging jener eine Reihe von Unwürdigkeiten gegen seinen einstigen königlichen Freund und Gönner, die nur ihn beschmutzen. Aber im Gedanken an die ihm unzweifelhaft sehr werth gewesene Verblichene erhoben sich in ihm noch einmal die schlummernden guten Geister, und er schuf jene Ode, die zu den Schönsten und Tiefften gehört, was der Dichter je empfunden.

Das Gespenst der Mainlinie.

Historische und politische Aufsätze vornehmlich zur neuesten deutschen Geschichte. Von Heinrich v. Treitschke. Zweite Auflage. Leipzig, Verlag von S. Hirzel. 1865.

Die neue Auflage dieser Sammlung von Essays ist rasch der ersten gefolgt, was wir zunächst mit dem ästhetischen Charakter der einzelnen Bestandtheile erklären, aber wohl auch als Zeichen deuten dürfen, daß die politische Ueberzeugung des Verfassers in viel weiteren Kreisen getheilt oder doch als beachtenswerth anerkannt wird, als die Gegner Wort haben wollen. Mehrere